

»Eigentlich«

Besinnung über ein vielgebrauchtes Wort

Von Franz Hillig SJ, München

Die Sprache ist mit dem Menschen so innerlich verbunden, daß man sie sehr ernst nehmen muß. Sie kann uns für die Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis wichtige Dienste leisten. Nicht nur der Schriftduktus verrät Dinge, die wir gar nicht verraten wollten, und die der Graphologe dann aufdeckt. Oft sagen wir etwas, ohne recht zu wissen, was wir da sagen. In der Meditation geschieht es wohl, daß wir bei einem Wort stutzen. Ein allbekanntes Wort wird uns fremd. Vielleicht verrät es uns zum erstenmal, was es eigentlich sagen will.

„Eigentlich“, da ist es uns entschlüpft, dieses vielgebrauchte und oft mit wenig Überlegung gebrauchte Füllsel. „Eigentlich ist Herr Sowieso gar nicht so dumm“ — Warum „eigentlich“? Was heißt „eigentlich“? Woher kommt dieses Wort? Etymologisch steckt „eigen“ darin. Was mir gehört, ist mein eigen, mein Eigentum, mein persönlicher Besitz. Ich verfüge darüber, ich präge es. Und da das Persönliche das Einmalige ist, das kein anderer hat und kein Dritter versteht, wenn ich es ihm nicht erschließe, wird daraus für die andern leicht das Fremde und Befremdende, das Unverständliche und Kauzige: „Sie ist so eigen“, das heißt, sie benimmt sich so seltsam. Eigen ist dann soviel wie „wunderlich, bedenklich, wählerisch“.

Es gibt aber von hier aus noch eine andere Sinnrichtung für „eigen“. Der Grad der Zugehörigkeit kann verschieden groß sein. Es gibt äußerer, zufallenden Besitz und inneres, notwendiges Zusammengehören. Dann bedeutet eigen „einem Gegenstand wesentlich eigen; im Grunde d. h. nach der inneren Beschaffenheit, wenn von dem Äußeren, Nebensächlichen und Außergewöhnlichen abgesehen wird“. Auf diese Weise erhält „eigentlich“ die Bedeutung von „genau, wirklich, wahrhaftig, ursprünglich“¹. Als Hauptwort steht dann „eigentlich“ für das Wesen, für die Hauptsache, für das, worum es geht und wofür sich zu leben lohnt. „Damit kommen wir zum Eigentlichen“, sagt der Referent nach allerlei Vorbemerkungen und Umwegen. Es ist großartig, wenn ein Mann wie P. Kronseder SJ, der ganz im Geheimnis des dreifaltigen Gottes lebte, seine frohe Erwartung des Todes oder vielmehr des ewigen Lebens, in die Worte fassen konnte: „Ha, da beginnt dann das Eigentliche“. Das ist paulinisch, das ist das Wissen um unsere vorläufige Existenz in Zelten; — Heimat, Politeuma (Bürgerrecht), das Endgültige und Bleibende haben wir drüben.

Hier, wie in vielen ähnlichen Fällen liegt dem Gebrauch von „eigentlich“

¹ Daniel Sanders, *Wörterbuch der Deutschen Sprache*; vgl. auch die deutschen Wörterbücher von Trübner und Kluge und das der Brüder Grimm.

das Wissen von der Vielschichtigkeit des Seins und vom Wertunterschied dieser Schichten zugrunde. Nicht alles ist gleich wichtig. Es gibt furchtbar viel Unwichtiges. Es ist Gnade, durch Flitter und Schein zum Eigentlichen durchzudringen und ihm alles andere zu opfern. Werner Bergengruen hat einmal geschrieben: „Allenthalben müssen wir die Beobachtung machen, wie das, was ein volkstümlicher Ausdruck als das ‚Drum und Dran‘ bezeichnet, eine gefährliche Neigung zum Überwuchern bekundet, ja, das Eigentliche fast unvermerkt bis zur Unwahrnehmlichkeit einzuhüllen gesonnen ist. Und je höhere Würde wir diesem Eigentlichen zuerkennen, um so bestürzter werden uns die seltenen Augenblicke machen, in denen solche Überwucherungs- und Einhüllungstendenzen der Anhängsel uns zum Bewußtsein kommen.“

Solches Einhüllen ist Furcht und Flucht vor dem „nackten beiwerklosen Geschehnis“, vor seiner Härte und Unerbittlichkeit. Bergengruen entwickelt diese Gedanken über „Das Eigentliche und seine Verhüllung“² als Hinführung zum Weihnachtsgeschehnis. Hier ist ja tatsächlich beides besonders anschaulich gegeben: das nackte Kind als der „nackte Kern“ und seine Einhüllung nicht in die biblischen Windeln der Armut, sondern in den sentimental, verfälschenden Märchenflitter. Im Angesicht der Krippe will der Dichter durchstoßen durch das Überwuchern von bürgerlicher Behaglichkeit, rührenden Erinnerungen und Nebenfreuden zur „einsamen Konfrontation mit dem Eigentlichen“ des Weihnachtsmysteriums und uns zum „Erschrecken über das Essentielle“ führen.

Aber es ist nicht Weihnachten allein: Was unsere Gedankenlosigkeit, die Gewöhnung und irdisches Denken im Bund mit selbstsüchtiger Abschirmung gegenüber dem Geheimnis der Menschwerdung vollbringt, diese verharmlosende Umdeutung unterläuft uns auch den andern Mysterien unseres Glaubens gegenüber. Wir neigen alle dazu, der fordernden Härte des Evangeliums auszuweichen. Wenn Franz von Assisi das Evangelium „sine glossa“ wollte, dann meinte er das eigentliche, das nackte und blanke Evangelium, ohne Abstrich und ohne Zutat, seinen berauschenen Wein, seine blitzende Schwertschärfe, nicht seine Verharmlosung durch verwässernde Kommentare.

Überall im Leben, im besonderen aber in der christlichen Existenz stoßen wir auf die schmerzliche Spannung zwischen leuchtendem Ideal und der „von Kompromissen befleckten Erdenwelt“ (Bergengruen). Hier wird „eigentlich“ zum Eingeständnis unserer Schwäche und unseres Versagens. Es ist ein Ausdruck unserer Zugeständnisse und Niederlagen: „Eigentlich hätte ich früher aufstehen sollen. Eigentlich wollte ich ihn seit langem besuchen. Eigentlich müßte ich endlich diesen längst fälligen Brief schreiben.“ Wir wissen es nur zu gut; aber wir können uns nicht dazu aufraffen. Es ist erschreckend, wenn wir einmal darauf achten, wie oft wir uns mit solch einem leichthingesagten

² In: Weihnachtsgabe des Echter-Verlags, Würzburg 1958.

„eigentlich“ von einer Pflicht dispensieren, deren Forderung wir doch gleichzeitig anerkennen.

„Eigentlich“ heißt in solchem Zusammenhang: Wenn man es recht bedenkt (aber eben, man ist gedankenlos und leichtsinnig und läßt die Dinge laufen). „Eigentlich“ heißt: Wenn man den Dingen auf den Grund ginge (aber dazu hat man wenig Lust; wozu auch sich anstrengen; man begnügt sich mit der landläufigen Anschauung und der oberflächlichen Bewertung). „Eigentlich“ heißt: Wenn man konsequent wäre (aber man ahnt, was sich an Pflichten und Opfern daraus ergeben könnte. Nein, nein, lieber nicht!). Lieber folgt man dem Impuls des Leichtsinns, tut man wie die andern, läßt sich vom Strom oder vielmehr vom Fließband tragen. Eigentlich, es ist wahr, wäre man zu etwas anderem, Größerem bestimmt. Es hatte, früher einmal, Gnadenstunden gegeben. Gott hatte gerufen, und wir hatten ihm und uns allerlei hoch und heilig versprochen. Es war das Leuchten und Locken des Ideals. War das alles fromme Selbsttäuschung? Jedenfalls sind wir dann ganz andere Wege gegangen. Im Umgang mit der bunten Vielfalt des Lebens, mit seinem Locken und Drohen, unter der zermürbenden Wirkung des grauen Alltags, dem Sog dessen, was alle andern tun, in der wachsenden inneren Leere haben wir längst über den Idealismus von damals zu lächeln gelernt. Aber es ist ein müdes Lächeln, ein Lächeln der Kapitulation. Wir haben aufgegeben. „Eigentlich schade!“

Doch wir wollen nicht einseitig und ungerecht sein. Wenn man dem Wörtlein „eigentlich“ nachspürt, kommt man in sehr enge Fühlung mit der Verschlungenheit des wirklichen Lebens, mit seiner Kompliziertheit und seinem stetigen Wandel. „Eigentlich“ ist nicht nur ein Wort der Kapitulation, sondern der geschmeidigen Anpassung. Es ist ein Wort der Weisheit und Lebensreife. In ihm steckt Demut und Realismus: das Anerkennen der Wirklichkeit. Man kann nicht mit dem Kopf durch die Wand. Man kommt mit dem „Geometergeist“ nicht durch. Gerade in den hohen und feinen Dingen, in der Kunst, bei den zwischenmenschlichen Beziehungen, im Bereich des Sittlichen und Religiösen, gar auf den Wegen der Nachfolge des Meisters (diesen sehr hohen, steilen und gefährlichen Wegen) bedarf es dessen, was Pascal „esprit de finesse“ genannt hat; Guardini übersetzt es mit „schätzendem Geist“.

„Eigentlich“ heißt in solchem Zusammenhang so viel wie: an sich, dem Wortlaut der Vorschrift nach. Wenn ich sage: „eigentlich wäre das und das zu tun“, dann weiß ich vom Buchstaben des Gesetzes; aber ich weiß zugleich, daß der Geist über dem Buchstaben steht. „Eigentlich“ muß nicht ein Wort der Feigheit sein. Es ist auch ein Wort der Freiheit des Geistes und der Güte gegenüber dem Buchstaben des Gesetzes, der in diesem konkreten Fall zur Sinnlosigkeit, ja zur völligen Verkehrung dessen führt, was der Gesetzgeber gemeint hat. „Eigentlich müßte man das tun“ heißt: wir lassen den Buch-

stabent stehend und befolgen den Geist der Vorschrift. Solche Freiheit kann wie alles Gute auf Erden mißbraucht werden. Sie ist aber keineswegs immer das Leichtere. Wer den Sinn des Gesetzes erfüllt, tut mehr als wer sich mit der buchstäblichen Erfüllung zufrieden gibt.

Ein junger, unerfahrener Idealist könnte ungeduldig und enttäuscht werden, wenn er das berühmte Gesetzeswerk des hl. Ignatius, die Konstitutionen der Gesellschaft Jesu, zur Hand nimmt. Denn kaum ist im Text eine klare, feste Weisung gegeben, so folgt schon eine erklärende Anmerkung (eine der sogenannten „*Declaraciones*“), die vieles wieder einschränkt und zurücknimmt. Die *Declaraciones* sagen: die obige Vorschrift ist gut und schön; aber sie muß mit Klugheit ausgeführt werden; es ist dabei auf die Menschen und die Verhältnisse, wie sie nun einmal sind, Rücksicht zu nehmen. Es wird Sache des Obern sein, sie je nach Zeit und Umständen elastisch zu befolgen usw.

Ein schlichtes Beispiel: Auf einer der ersten Seiten heißt es: Während der zweijährigen Probezeit wird kein bestimmtes Kleid getragen. Dazu die *Declaratio*: Zwar ist kein bestimmtes Kleid vorgeschrieben, doch wird es der Klugheit (der *Discretio*) des Hausobern überlassen, ob er gestatten soll, daß die Novizen ihre mitgebrachten Weltkleider weiter tragen; oder ob sie sie mit andern vertauschen sollen; oder ob man ihnen, wenn ihre Kleider abgetragen sind, neue geben solle usw. An einer andern Stelle, wo von der Ausbildung der Studierenden die Rede ist, fordert der Text der Konstitutionen: Alles, was die Studien behindern könnte, sei von ihnen fernzuhalten, selbst unzeitige Andachts- und Bußübungen. Die zugehörige *Declaratio* formuliert: Dies die allgemeine Bestimmung. Sollte sich indes zeigen, daß einer größere geistliche Bedürfnisse habe, so bleibe es der Klugheit des Obern überlassen, entsprechende Weisungen zu geben.

Auf Schritt und Tritt ist dies die Methode des hl. Ignatius. Der erste Impuls wird dadurch immer wieder abgebremst, die klare Zeichnung verwirrt; es ist ein stetes Abwägen und Rücksichtnehmen, das als Kompromißbereitschaft mißverstanden werden könnte. In Wirklichkeit zeigt sich gerade hier die Weisheit des Gesetzgebers, die große, geisterleuchtete „*discretio*“. Ihr ist es zu verdanken, daß in diesem Gesetzwerk dem Wehen des Heiligen Geistes Raum genug gelassen wird. Und gerade dank dieser Diskretion, diesem feinen Gespür für das göttlich Gewollte und menschlich Mögliche, gelingt dem großen Realisten Ignatius die Wirkung auf die Realität, die Bewältigung der geschichtlichen Aufgaben. Auch dies und gerade dies ist die Auswirkung seiner tiefen Dienstmystik: das schlichte Eingehen in die irdischen Tagesaufgaben des Reiches Gottes aus der tatkräftigen Christusliebe und Christustreue heraus.

Wie nur je einer der großen heiligen Ordensstifter hat Ignatius die tragische Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit gekannt und an ihr gelitten.

Die Konstitutionen sind eine einzige Auseinandersetzung mit ihr. Ja man kann sagen, daß sie unser Thema geradezu an der Stirn geschrieben tragen. Gleich der erste große Satz des Prooemiums der Konstitutionen, ja schon das allererste Wort sind von dieser Spannung erfüllt und von dieser Tragik beschattet: „Quamvis summa Sapientia et Bonitas Dei Creatoris nostri ac Domini sit . . .“ Das Ganze beginnt also mit dem Wort „zwar“. Wir könnten im Zusammenhang auch getrost übersetzen: „Eigentlich bräuchte es gar keine Vorschriften. Denn über dem Orden steht Gottes Güte, die ihn ins Leben gerufen hat; und auf Seite der Ordensmitglieder ist das Entscheidende die innere Liebe, die der Heilige Geist in die Herzen schreibt . . . Wozu also eigentlich Gesetz und Regel?“ Dennoch will Ignatius seinen Söhnen Konstitutionen geben. Warum denn? Weil der Schöpfer die Mitwirkung seiner Geschöpfe will. Sodann hat es der Heilige Vater, Christi Stellvertreter, ausdrücklich so gewünscht. Außerdem haben bisher alle Ordensstifter so gehandelt (die Leitlinie der Tradition). Schließlich (als letzter und bescheidenster Grund!): die menschliche Vernunft sieht ein, daß es nun einmal nicht anders geht.

Das sind die Stufen und Überlegungen, die von den Höhen des Ursprünglichen und Eigentlichen in die Niederungen unserer gefallenen Welt führen, wie sie nun einmal ist. „Quamvis“, schon gleich das erste Wort des Heiligen, der sich so gern in den Anblick des gestirnten Himmels verlor und darob der Erde fast überdrüssig werden wollte, ist ein Verzicht. Er sah den Himmel wohl in der strahlenden Idealität der Alten. Über seinem quamvis leuchtet sternenhaft das Wahre und Göttliche auf, der „unverdiente Zustand der Essentialität“ (um noch einmal W. Bergengruen zu zitieren). Demgegenüber ist die Erde voll Dunkel und Schwere. Hier lebt alles in der Brechung unserer Armseligkeit und Sünde. Aber diese gebrochene Welt ist unser Lebensraum und unser Wirkungsfeld. Gott der Herr nimmt sie ernst und will, daß wir sie ernst nehmen; ist doch der Sohn auf diese Erde gekommen und einer von uns geworden, in allem uns gleich außer der Sünde. So hat denn sein Jünger in seiner Nachfolge schlicht und nüchtern den Erdenweg zu gehen.

Dennoch ist das Wissen von dem, was eigentlich sein sollte, und das brennende Verlangen nach ihm (das, was hinter dem quamvis steht), nicht nutzlos und wertlos. Es leuchtet über dem Gesetz. Das Gesetz kann erfüllt werden, den „Stern“ erreichen wir nie. Darum gerade schenkt uns Gott die Heiligen, die uns in ihrer Glut und abstrichlosen Treue erschrecken und unerreichbar über uns stehen. Wer kann wie Franziskus leben oder wie Ignatius oder wie Charles de Foucauld? Und doch ist das Höchste, was sie ihren Söhnen hinterließen, nicht die Vorschrift, sondern das Vorbild. Immer wieder entspringt aus der Begegnung mit ihnen der unstillbare Antrieb, in dem das Herz zum Eigentlichen entbrennt.